

RUDOLF OLDEN

Wurde am 14. 1. 1835 in Stettin geboren. Er war, bevor er sich dem Journalismus zuwandte, Assessor in Bonn und Oberleutnant in einem Dragoner-Regiment. In den zwanziger Jahren holte ihn Theodor Wolff als politischen Redakteur in das „Berliner Tageblatt“. Zur gleichen Zeit trat Olden, der auch Rechtsanwalt am Kammergericht in Berlin war, als Strafverteidiger in politischen Prozessen hervor. Er kämpfte sowohl als Advokat wie auch als Journalist um den Kopf des Russen Jakobowsky, und er war einer der Verteidiger Carl von Ossietzkys vor dem Reichsgericht in Leipzig. Über die Tagespolitik hinaus wandte er sich der Historie zu. Seine Stresemann-Biographie wurde 1930 in Deutschland veröffentlicht. Sein letztes in Deutschland veröffentlichtes Buch heißt: „Das Wunderbare oder die Verzauberten“ (Rowohlt-Verlag 1932), eine prophetische Analyse der Sekten und „Wundertäter“ des deutschen Toten-

tanzen vor und unter Hitler. Olden entging der Verhaftung nach der Reichstagsbrandstiftung durch rechtzeitige Flucht, und er fand Asyl in England, wo er zuerst in London, später in Oxford lebte und lehrte. Seine im Exil entstandenen Bücher „Hitler der Eroberer“ und „Hitler das Werkzeug“ sowie seine große Hindenburgbiographie fanden weite Verbreitung in vielen Ländern und Sprachen, und nach seinem Tode erschien noch in England seine „History of Liberty in Germany“ (Gollancz 1946), eingeleitet von Gilbert Murray. Olden, der vom Juni bis zum August 1940 in England interniert wurde, fand auf der Überfahrt nach Amerika mit seiner Gattin Ika den Tod in einem Rettungsboot (oder in der Kabine) des von deutschen Unterseebooten torpedierten Schiffes „City of Benares“, im September 1940. Dies schrieb Rudolf Olden über CARL V. OSSIETZKY, dem er freundschaftlich nahegestanden hat:

Wenn ich an ihn denke, sehe ich ihn wie einen adeligen Fechter, St. Georg, oder einen Chevalier des Rokoko. Cyrano de Bergerac könnte ihm geglihen haben. So war sein Stil, so seine geistige Haltung, so auch sein Auftreten, wenn er öffentlich zu erscheinen hatte. Er war weltweit entfernt von dem Typ des großen Demagogen, der heutzutage die populären Erfolge einheimst.

Ich denke vor allem an die Prozesse, in denen ich die Ehre hatte, neben ihm zu sitzen. Und da ist mir, mehr als anderes, unvergeßlich jene Verhandlung in Moabit, wo er sich zu verantworten hatte, weil er Tucholsky schreiben ließ: „Soldaten sind Mörder“. Man hatte ihn von Tegel, wo er anderthalb Jahre wegen Landesverrats bleiben sollte, dorthin gebracht. Von der Amnestie war noch nicht die Rede, noch regierte Brüning, und Vorstöße bei ihm hatten zu nichts geführt. Die Aussichten waren trüb, und nun beantragte der Staatsanwalt ein ganzes Jahr zusätzliches Gefängnis. Das hätte manchen anderen, der auch nicht feig war, zur Vorsicht gemahnt.

Während der Ankläger plädierte, zog unten eine Musikbande der Reichswehr vorbei. Es war ein heller Sommertag, die Fenster standen weit offen, und die militärischen Klänge drangen ungehemmt in den Saal.

Nach mir sprach Ossietzky sein Schlußwort. Und er zögerte nicht, das seltsame Zusammentreffen in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen: daß es die Reichswehr sei, die gegen die Republik arbeite, die Reichswehr, die er deshalb angegriffen habe, die Reichswehr, die ihn verfolge, die Reichswehr, die die Anklagen gegen ihn zusammenbraue, und ob der Staatsanwalt nicht selbst gefühlt habe, daß es „Die Stimme seines Herrn“ war, die da von der Straße heraufgedröhnt habe. Der Herr im Talar neben dem Richtertisch zuckte ein bißchen, aber weiter geschah nichts. Das Gericht hielt sich anständig und wies die juristisch unmögliche Anklage ab.

Wie das gesprochen wurde, leise und bestimmt, biegsam und hart zugleich, fern von Pathos, aus dem Handgelenk, mitten ins Herzstück des Gegners geschneit. Er war der von uns, der den eleganten Stichegen führte, gelenkig, schnell, treffsicher. Daß diese preußische Armee, dieses Offizier-

korps, die berühmte Bruderschaft, die seit zwei Jahrhunderten immerfort vom „point d'honneur“ redet, nie die leiseste Sympathie für diesen Feind gezeigt hat, das war mir, der ich auch einmal zu ihr gehört habe, immer ein besonders trübes Zeichen der Zeit, in der alles in Plumpheit und Schübigkeit versunken ist. Kluger, feiner, aristokratischer, tapferer Ossietzky, auch du bist ein Deutscher, und das muß dabei helfen, daß man nicht an seiner Nation verzweifelt. „Er war ein Ritter“, hat jemand am Sarg Paul Levis gesagt. Du warst es auch, gequälter SA-Rekrut, Schlammgräber, Nobelpreisträger, armer Gefangener — ein Ritter!

MAX OSBORN

Verfasser einer Kunstgeschichte, zahlreicher kunstgeschichtlicher Essays und langjähriger Kunstkritiker im Ullstein-Verlag; ging ins Exil, wo er sein autobiographisches Buch „Der bunte Spiegel“

schrrieb; 1946 ist er, 76 Jahre alt, in den USA gestorben. — In einem seinerzeit in der Hauszeitschrift des Propyläen-Verlages „Der Spiegel“ erschienenen Essay schrieb er über „KÜNSTLER ALS BEKENNER“.

„Bilde, Künstler, rede nicht“ — ein schönes Wort und ein ebenso zweifelhaftes Wort. Wie arm wären wir, wüßten wir nicht aus Briefen, Vorträgen, Gelegenheitsreden, autobiographischen Skizzen, Lebenserinnerungen, Aufzeichnungen, poetischen Versuchen und nicht zuletzt aus ganz ehrlich und bewußt theoretischen Darlegungen, wie es im Innern begabter und genialer Menschen aussieht, für die das Wort gewiß nur ein Notbehelf des persönlichen Ausdrucks ist.

In dem Augenblick, da, von der Woge der Renaissancebewegung getragen und hoch emporgehoben, die menschliche Persönlichkeit sich frei aus der mittelalterlichen Gebundenheit löst, sich überhaupt erst als Begriff ausbildet und im ersten stürmischen Anlauf gleich zu den höchsten Kronen greift, da aus Jahrhunderte alter Anonymität „der Künstler“ als klar umrissenes Individuum, als selbständiger Typus des geistigen und sozialen Lebens der Völker auftaucht, beginnt auch schon diese Freude an literarischer Selbstbespiegelung, am schriftlichen Bekenntnis der Gedanken, die das schöpferische Werk tagaus, tagein begleiteten und umspielten. Gewiß, der Respekt der Zeit vor wissenschaftlicher Begründung jeder Art kam hinzu, um Bionardo und Albrecht Dürer zu ihren theoretischen Schriften anzutreiben. Die Kunst, vordem im wesentlichen als Handwerk geachtet und auch jetzt gottlob noch mit dem Erdreich des Handwerks verwurzelt, will unzweideutig dokumentieren, daß sie keinen geringeren Rang einnimmt als die gefeierte Gelehrsamkeit. Aber sie hätte nicht zu solchen Mitteln gegriffen, wenn nicht der zum vollen Bewußtsein seiner Persönlichkeit erwachte Künstler aus natürlicher Veranlagung den Trieb verspürt hätte, das festzulegen, was sich aus zeitweiligem, oft unterbrochenem, immer wieder geübtem Nachsinnen über das Geheimnis der eigenen Tätigkeit im Lauf der Zeit als Erkenntnis herauskristallisierte und was aus langer technischer Übung der Hand als praktische Erfahrung sich ergab. Die Freude an der Mitteilung, die dem Menschen als Gemeinschaftswesen innewohnt, verbindet sich mit dem handgreiflichen Zweck, die Zeitgenossen aufzuklären, mit ihrem Verständnis auch ihre Achtung vor künstlerischer Arbeit zu erhöhen